

vom 31.03.2020

Autor: Alexander Jung

Rubrik: Wirtschaft

Ökonom über Corona-Bekämpfung

"Wir könnten eine virtuelle Pestmauer bauen"

<https://www.spiegel.de/wirtschaft/corona-pandemie-oekonom-hans-joachim-voth-wir-koennten-eine-virtuelle-pestmauer-bauen-a-acd3a316-c77a-4654-9538-c30228a4462f>

00:51:00 Der Zürcher Ökonom Hans-Joachim Voth hat Pandemien früherer Jahrhunderte erforscht. Er schlägt vor, das Coronavirus mit Digitaltechnik einzudämmen.

SPIEGEL: Herr Professor Voth, was waren die ökonomischen Folgen, wenn in früheren Zeiten eine Pandemie ausbrach?

Voth: Im Mittelalter haben die Regierenden in solchen Situationen kaum eingegriffen. Sie fuhren nicht die ganze Wirtschaft herunter wie jetzt oder isolierten auch nicht die Bürger. Das führte natürlich zu extrem hohen Todesraten. In unterentwickelten Volkswirtschaften bedeutete dies allerdings für die Überlebenden ökonomisch einen Riesengewinn.

SPIEGEL: Wieso das?

Voth: England verlor nach der verheerenden Pestepidemie um 1350 rund ein Drittel der Bevölkerung. Damals war Boden der wichtigste Produktionsfaktor, Land ist aber nicht vermehrbar. Die verbliebenen Bauern bekamen zusätzliche Anbauflächen quasi geschenkt.

SPIEGEL: Und sie profitierten davon?

Voth: Denen ging es richtig gut. Wer eben noch Porridge gegessen hatte, aß jetzt Roastbeef und trug Lederschuhe. Wir können das Ergebnis sehr genau am Konsumverhalten ablesen. Die Reallöhne stiegen damals auf ein Niveau, dass sie in den

folgenden 500 Jahren nicht mehr erreichen sollten.

SPIEGEL: Heute spielt Ackerland in dem Maße keine Rolle mehr.

Voth: Zumindest nicht in der industrialisierten Welt. Ein ähnlicher Wohstandeffekt bleibt heute aus, selbst wenn die Todesraten noch deutlich steigen. Schließlich kann eine dezimierte Zahl an Arbeitskräften kaum in zwei Fabriken gleichzeitig arbeiten.

"Was wir erleben, ist beinahe der perfekte Sturm."

SPIEGEL: Beim letzten großen Pestausbruch in Europa, in Marseille vor 300 Jahren, konnten die Zeitgenossen die Verbreitung der Krankheit auf die südfranzösische Region beschränken. Wie gelang das?

Voth: Damals war ein Schiff, das "Le Grand Saint-Antoine", in den Hafen von Marseille eingelaufen, an Bord hatte man wertvolle Waren aus Syrien - aber auch die Pest. In Livorno war das Schiff weggeschickt worden, in Marseille wurde es auf Betreiben der örtlichen Händler entladen. Rund 100.000 Menschen starben damals. Dass es nicht mehr Leute dahinraffte, lag daran, dass der französische König eine Pestmauer rund um die Stadt bauen ließ. Wer sie überwinden wollte, auf den wurde geschossen. So ließ sich die Krankheit eindämmen.

SPIEGEL: Das kann man heute zum Glück nicht mehr so machen.

Voth: Natürlich nicht, aber viele andere Dinge, die eine ähnliche Wirkung entfalten könnten.

SPIEGEL: Woran denken Sie?

Voth: Standortdaten von den Handys der Bürger können helfen, dass sich das Virus langsamer ausbreitet. Südkorea, Taiwan und Singapur machen das vor. Sie setzen auf Massentests, dort werden die Leute gewarnt, wenn festgestellt wird, dass sie in der Vergangenheit mit infizierten Personen zusammen waren. Auch wir könnten eine virtuelle Pestmauer bauen. Das ist kein Hexenwerk.

SPIEGEL: Es klingt aber ein wenig danach.

Voth: Wir müssen natürlich darauf achten, dass die Bürger nicht gläsern werden. Wo es der Gesundheit und Sicherheit aller nützt, sollte es in diesem Fall aber kein Tabu sein, Datenspuren zu verfolgen. Solche Ideen müssen wir systematisch durchdenken.

SPIEGEL: Sind autoritäre Staaten im Durchsetzen solcher Maßnahmen im Vorteil?

Voth: Nicht unbedingt. Dass wir trotz Ebola, SARS, MERS und Vogelgrippe keine Vorsorge getroffen haben, ist kein Ruhmesblatt für die reichen Länder des Westens. Aber wenn Demokratien eine Sache wirklich ernst nehmen, dann schlagen sie sich gut. Südkoreaner und Taiwaner haben die SARS-Pandemie von 2002 ernst genommen, seitdem haben sie Notfallpläne im Regal. Sie haben aus der Krise gelernt – wir nicht. Wir haben auf unser gutes Gesundheitssystem verwiesen und dachten: "Was brauchen wir mehr?" Wir Deutsche kaufen uns Versicherungen für alles Mögliche, aber wir leisten uns als Gesellschaft keinen Schutz für einen solchen Notfall. Das ist ein bisschen seltsam, oder?

ID 170256024

SPIEGEL: Wie schlimm, glauben Sie, werden die ökonomischen Folgen der Coronakrise den Standort treffen?

Voth: Was wir erleben, ist beinahe der perfekte Sturm: ein Angebots- und ein Nachfrageschock gleichzeitig. Es wird nichts produziert, und es wird nichts gekauft. Eine Menge Firmen kriegen Probleme, ihre Kredite zu bezahlen. Dann werden Banken in Schwierigkeiten geraten. In den Krisenszenarien der Europäischen Zentralbank zur Überprüfung, wie stabil unser Bankensystem ist, war dieser Schock nicht vorgesehen.

SPIEGEL: Ist dies ein "schwarzer Schwan", also ein Ereignis, mit dem niemand ernsthaft gerechnet hat?

Voth: Ich würde eher von einem ganzen Schwarm schwarzer Schwäne sprechen.

SPIEGEL: Was kann die Bundesregierung tun?

Voth: Eine der wenigen positiven Nachrichten: Der deutsche Staat hat viel Spielraum, das Land hat vergleichsweise wenig Schulden. Es ist in der Lage, an den Finanzmärkten zu negativen Zinsen Geld aufzunehmen und damit viele der Probleme abzufangen. Und wir haben ja auch nicht die Fähigkeit zum Produzieren verloren. Die Leute, die Maschinen, die Infrastruktur, die Bedürfnisse der Bürger – es ist alles noch da. In dem Moment, an dem wir alles wieder zusammenschnüren, kehrt die Wirtschaftsleistung zurück.

SPIEGEL: Wie viele Wochen kann eine Volkswirtschaft das durchhalten?

Voth: Alles hängt davon ab, wie lange der Ausnahmezustand dauert. Ich würde schätzen, zwei oder drei Monate vielleicht, aber bei sechs bin ich mir nicht mehr so sicher. Irgendwann kann der Staat nicht mehr jeder von Pleite bedrohten Firma eine Garantie geben. Das würde auch die Wirtschaftskraft der Bundesrepublik übersteigen.